

Ästhetisch-theologische Gedanken

zur Ausstellung von Susanne Tunn: ES.

St. Marien Osnabrück im Rahmen von RE-FORMED. 500 Jahre Reformation; Kunstraum hase29 und Ev.luth. Gemeinde St. Marien Osnabrück 14.5.-6.8.2017

Eigentlich müssten die Skulpturen der blinden Synagoge aus den Kirchen entfernt und in die Museen gebracht werden. So jedenfalls würden die Kirchen daraus, dass sie mittlerweile (hoffentlich) mit ihrer vielhundertjährigen teils blutigen Tradition der Judenfeindschaft gebrochen haben, die Konsequenzen ziehen. Bleiben diese Skulpturen hingegen an ihrem Ort, werden die Kirchen entweder selber zu Museen oder aber sie halten an dem petrifizierten Statement der Überholtheit des Judentums fest - je nachdem, wie man es sehen möchte.

Wo die Kraft fehlt oder wo gezögert wird, ein erneuertes kirchliches Verhältnis zum Judentum auch in baulich-ästhetischen Korrekturen zu vollziehen, kann man sich vielleicht an der Kunst orientieren, wenn sie einem zumindest zeitweise die Augen öffnet.

Susanne Tunn entfernt die blinde Synagoge aus dem Brautportal. Dies ist in gewissem Sinn ein Akt stellvertretenden Handelns, gleichzeitig aber künstlerische Intervention. Es wird nicht nur etwas entfernt, sondern auch etwas sichtbar. Sichtbar wird ein leerer Platz, an dem das Abwesende anwesend ist in Erinnerungen und Gefühlen. Auch Fragen und Aufforderungen scheinen auf. Der Eingriff erzeugt ein ästhetisches Ungleichgewicht, ja ein Unbehagen am Brautportal, weil der Figur der Kirche das Gegenüber fehlt. Erst wenn Gewohntes endet, kann Denken beginnen. Es muss sich womöglich mit dem Kommentar auseinandersetzen, den Susanne Tunn uns mitteilt, indem sie die verbliebene Ecclesia nun ihrerseits mit einer (textilen) Augenbinde versieht. Bezieht sich deren Blindheit auf die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft? Ist die Blindheit eine Folge, ein Schutz oder eine Verweigerung?

Susanne Tunn hat die blinde Synagoge in den Innenraum der Kirche geholt und stellt ihr eine weitere blinde Synagoge zur Seite: ihre Vorgängerin im Brautportal. Da nun wird - Kirche als temporäres Museum - der ästhetische Vergleich möglich. Die Figuren sind ästhetisch so weit entfernt voneinander, dass sie sich im Grunde nicht mehr verhalten wie Original und Kopie. Auch sind beide wohl in sich selber Kopie und Original, beide dürften nach teils bekannten, teils unbekanntem Vorbildern gearbeitet sein. Aber das wirkliche Original, nach dem sie geschaffen wurden, ist kein ästhetisches: der ursprüngliche Gedanke ist die dogmatische Idee der Inferiorität des Judentums. Fährt einem nicht der Schrecken in die Glieder, wenn man diesen Ursprung in beiden Figuren im Abstand von 500 Jahren erkennt? Die Veränderungen der Ästhetik betreffen vieles, eines aber nicht: den originalen Gedanken, ohne den es diese Skulpturen nicht geben würde. Und damit befragt Susanne Tunn die Ästhetik: Wie (un-)schuldig ist eigentlich die Form? Und wie wäre es möglich, dass Kunst ein solches Original auch entkräften, umwenden, gegen den Strich bürsten oder blamieren könnte?

Die Augenbinde, die Susanne Tunn aus Marmor herausgearbeitet hat, lässt sich (auch) als Versuch einer Antwort auf diese Frage verstehen. An dieser Skulptur, mit dem Stein, bei dem Susanne Tunn radikal bis an die Grenze des Zerbrechens geht, erreicht sie eine sensationelle Lichtdurchlässigkeit. Das neu entstehende Licht macht die Skulptur zum Bild einer wunderbar vollkommenen Stille. In dieser Stille möchte man sein, sich schweigend konzentrieren und - warten. Auf was? Mit geschlossenen Augen lässt sich oft besser, intensiver hören. Verweist uns die marmorne Augenbinde nicht auch auf erweiterte Möglichkeiten des Hörens? Was bedeutet das in dem Kontext, in dem diese Augenbinde entstanden ist, was bedeutet das für die Kirchen, die sich auf die Bibel berufen, der eine Religion des Hörens weit mehr als eine des Sehens entspricht?